

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4627) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Postgebühren.

Redaktion: Tauhaer Str. 10/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5gespaltene Zeitspalte oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Ausgegebenen Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauhaer Straße 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertagsgeschlossen.

Ein Dementi.

* Leipzig, 24. Juni.

Man schreibt uns aus Baden:

Die lokale Presse in Süddeutschland ist eifrig bemüht, eine angebliche Aeußerung des Prinzen Ludwig von Bayern zu dementieren, die er in Ludwigshafen gethan haben soll. Er kam von Mannheim und soll zu der ihm huldigenden Menge gesagt haben: „Ich komme von einem schönen Fleckchen Erde, das man vor hundert Jahren uns gewaltsam entriß.“

Gekränkt konnte sich durch diese Aeußerung persönlich niemand fühlen, denn die Personen, die bei dem damaligen Besitzwechsel mitgewirkt haben, sind doch seit vielen Jahrzehnten Staub und Asche geworden. Nichtsdestoweniger bemühen sich namentlich die Münchener Neuesten Nachrichten, die Aeußerung in einer Fülle von Variationen verschwommen zu lassen, so daß schließlich nur übrig bleibt, der Prinz habe gesagt, Mannheim, eine Schöpfung der Wittelsbacher, sei ohne Schuld derselben verloren gegangen und darum Ludwigshafen gegründet worden.

Ob und wie Prinz Ludwig die bezügl. Aeußerung gethan, sei dahingestellt; auf offizielle Dementis ist bekanntlich wenig zu geben. Daß er aber mehr gesagt hat, als in dem Dementi zugegeben ist, scheint uns sehr nahelegend, denn vor hundert Jahren wurde bekanntlich der Friede von Wunneville zwischen der französischen Republik und Oesterreich, d. h. dem deutschen Reich, geschlossen, der diesem den Todesstoß gab. Die linksrheinische Pfalz kam an Frankreich, die rechtsrheinische mit Mannheim und Heidelberg an Baden.

Wenn der Prinz daran erinnert hat, so begreift man, daß gewisse Kreise von dieser Zeit nicht gerne sprechen hören, denn es war die Zeit der deutschen Fürsten von Napoleons Gnaden, die Zeit des Reichsdeputations-Hauptschlusses und des Rheinbundes. Die Neueinteilung Deutschlands ward bekanntlich damals nicht von der dazu bestellten Reichsdeputation, sondern von dem ersten Konsul Bonaparte und dem Zaren Alexander gemacht. Die beiden Selbstherrscher schnitten zu Paris die neue politische Karte Deutschlands zurecht, und vor ihnen erschienen damals sparsamweise die sogenannten Länderbettler, Reichsritter, fürstliche Gesandte, Senatoren von Reichsstädten etc., die um ein Stückchen Land flehten und von dem niederträchtigen Talleryand mit verdientem Hohne behandelt wurden. Die Reichsdeputation hatte gerade den Befehl erhalten, die in Paris

ausgearbeitete neue deutsche Landkarte zu genehmigen, als schon die Fürsten sich der ihnen zugewiesenen Landesteile bemächtigtgen, „so daß“ — sagt ein Geschichtsschreiber — „in Deutschland überall besitzergreifende Truppen umhermarschierten, um für ihre Herren einzutreiben, was ihnen die Gnade des ersten Konsuls und des Zaren beschieden hatte.“

Der berühmte Neceß von 1803 war sonach auch nur eine Farce, und man begreift den Hochmut, mit dem Napoleon in Erfurt nachher das „Parterre von Königen“, die er geschaffen, behandelt hat.

Maximilian Joseph, der damalige Kurfürst von Bayern, schloß sich dem Rheinbund an und wurde zum König gemacht; nach der Schlacht von Leipzig fiel er von Napoleon ab. Aber die rechtsrheinische Pfalz bekam er nicht wieder. Auf dem Wiener Kongreß von 1815 wurde dieselbe Baden zugesprochen. In einem besonderen Vertrag mit Oesterreich behielt sich übrigens Bayern den Rückfall der rechtsrheinischen Pfalz an das Haus Wittelsbach vor für den Fall, daß die badische Dynastie im Mannesstamm aussterben sollte.

Zwischen den Regierungen von Baden und Bayern war eine feindselige Stimmung, die aus diesem Besitzwechsel entsprang.

Um dem Aussterben der badischen Dynastie vorzubeugen, hatte der Großherzog Karl Friedrich die aus seiner zweiten Ehe mit der Freiin von Eber von Ebersburg hervorgegangenen Söhne zu successionsfähigen Prinzen ernannt, ein Staatsakt, an den nachher die bekannte Kaspar Hauser-Affaire anknüpfte. Bayern legte gegen die Erbberichtigung dieser Prinzen Protest ein; in dessen traten die Mächte, an die sich Bayern wandte, für den Besitzstand Badens ein und erkannten auch die beiden Prinzen als erbberichtig an.

Als nun 1830 der Großherzog Ludwig unvermählt starb, gelangte der ältere der beiden Prinzen, Leopold, als Großherzog auf den badischen Thron. Bayern erneuerte nun, trotz der Garantie der Großmächte, seine Ansprüche auf die badische Pfalz. Der Konflikt gedieh so weit, daß man beiderseits militärische Vorbereitungen traf. Zudem mischte sich Oesterreich ein und verhinderte einen kriegerischen Ausbruch. Der Streit ward zu Gunsten Badens entschieden.

Das sind die historischen Erinnerungen, welche die Aeußerung des Prinzen hervorruft, wenn sie wirklich gefallen ist. Die Thatsache, daß gerade von bayerischen Juristen und Staatsmännern der Kaspar Hauser-Affaire

ein besonderes Gewicht beigelegt wurde, sei hier nur nebenbei erwähnt.

Ist die Aeußerung wirklich gefallen, so können wir nicht einsehen, wozu man mit dem Dementi kommt. Daß die Pfalz „gewaltsam“ aus dem Besitz Bayerns ausgeschieden wurde, ist eine Thatsache, an der sich nicht rütteln läßt; der Wiener Kongreß, der später sein Siegel drauf setzte, konnte auch kein Selbstbestimmungsrecht der Völker, sondern verfuhr nach dem Hammelherdenstaatsrecht. Bemerkenswert muß nur werden, daß wenn Bayern damals auf diesem Wege Landesteile verlor, es sich auch neue auf demselben Wege zugelegt hat.

Ob der Prinz, wenn er die Aeußerung wirklich gethan, damit eine besondere Absicht verfolgt hat? Das können wir nicht wissen.

Indessen ist es Mode geworden, über unbequeme Episoden der Vergangenheit, so lehrreich sie auch sein mögen, möglichst zu schweigen. Wir halten das nicht für gut, denn nur die Kenntnis der Vergangenheit lehrt uns die Gegenwart ganz verstehen.

Hat der Prinz freiwillig oder unfreiwillig dazu beigetragen, so soll es uns einerlei sein. Daran kann auch das Dementi nichts ändern.

Eine neue Marinevorlage?!

Ein Korrespondenzbureau verbreitet die Nachricht:

Berlin, 24. Juni. Wie von sehr gut unterrichteter Seite verlautet, ist eine größere Marinevorlage zu erwarten, die nicht neue Auslandskreuzer, sondern ein neues Auslandsgehwader von Dünenschiffen fordert. Wenn von der Einleitung auf die Bedeutung der fraglichen Marineaktion geschlossen werden darf, dann muß diese sehr umfangreich sein. Staatssekretär Tirpitz hat deshalb die hervorragendsten Mitglieder der Subkommission zu einer Flottenschau mit umfangreichem Programm geladen.

Wenn diese Nachricht mehr sein sollte als eine hochsommerliche Ente, dann hätten wir ja mit unvermuteter und fast ungewohnter Plöpllichkeit eine prompte Verstärkung der Kaiserflotte durch die That erlebt. Eine ganze neue Auslandsflotte soll sich das deutsche Reich bauen, jetzt, in den Tagen der Hungerkrise und des chronischen Reichsdefizits, wo das Budget des Reichs durch das Marineexercent auf's äußerste gebunden ist und seine Steuerquellen bis zum letzten Tropfen erschöpft sind. Uebrigens so ganz unerwartet kommt die Nachricht doch nicht. Längst schon sind im Foyer des Reichstags die Modelle neuer Kriegsschiffe aufgehängt, genau wie in jenem Hochsommer 1897, als über Herrn v. Tirpitz die plöplliche Erleuchtung von der bitteren Notwendigkeit der Marinevorlage kam, die eigen-

Seuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Doppelgänger.

Von Theodor Storm.

Die junge Braune aber wußte ihrem stillen Liebsten stets aufs neue zu begegnen. „Lach doch! Warum lachst Du nicht?“ raunte sie ihm zu und hielt ihm selber lächelnd ihre dunklen Augen hin.

„Ich weiß nicht,“ sagte er — „der Brunnen!“

„Was soll der?“ frug sie.

„Ich wollt, er wär aus der Welt!“ und nach einer Weile: „Du könnt'st mir einmal da hineinfallen, Du bist so wild, Hanna — er darf nicht offen bleiben.“

„Du bist ein Rax, John,“ raunte ihm die Diene zu, „wie soll ich von heut an noch in den Brunnen fallen! Wenn nur die dummen Weiber nicht so nahe wären, ich fiel Dir lieber an den Hals!“

Aber er ging sinnend von ihr; und als er später bei Ende der Tagesarbeit über den einsamen Acker ging, konnte er an dem Brunnen nicht vorbei; er blieb stehen und warf wieder kleine Steine in die Tiefe; er kniete dabei nieder und bog sich über den Rand und lauschte, als ob die Tiefe ein furchtbares Geheimnis berge, von dem er einen Laut erhörten müsse.

Als auch das Abendrot am fernen Horizont verschwunden war, ging er langsam in die Stadt zurück und nach der Großstraße in das Haus seines Arbeitgebers. — Am anderen Morgen erschien zur Verwunderung der Arbeiterinnen ein Zimmermann auf dem Acker und schlug ein rohes, aber derbes Brettergerüst um den alten Brunnen. — — — — —

Im September wurde auf dem ersten Hackboden

des ungeheuren Speichers das „Cichorienbier“ gefeiert, das schon am Nachmittag begonnen hatte; was in der Fabrik in Arbeit stand, der Fuhrmann, der Geizer, der Brenner und wie sie alle genannt wurden, alle waren da, es war wimmelnd voll; Gewinde von Asten und Burbaum und von sonstigen Herbstblumen und Blättern hingen überall an den Balken. In großen Tischen, an über Lannen gelegten Brettern hatten sie gegessen; nun aber war der Raxee ausgetrunken; die Lampen und Laternen, die zwischen den Kränzen hingen, wurden angezündet, und in dem dämmerigen Gemunkel wurden eine Clarinette und ein paar Geigen laut, wonach die jungen Diene schon längst die Häse gestreckt hatten.

John tanzte schon mit seiner jungen Frau, die heiß in seinen Armen lag; er sah voll Lust über die dunkle Menschenmenge hin; aber was ging sie ihn an? — Da wurde er mit seiner Tänzerin gegen das Ende eines schweren Eichenstammes gestoben, der unter die Tanzenden hineinragte; und sie that einen jähen Ausschrei. Es hatte nichts auf sich; aber John rief den jungen kräftigen Geizer an: „Hilf mir den Tisch fortsetzen, Franz!“

Er schien es nicht zu hören; da faßte John ihn an dem Aermel. „Was soll's?“ rief der Geizer und wandte halb den Kopf.

„Nicht viel,“ entgegnete John, „der Tisch muß fort, hört in die Ecke!“

„Ja, trag ihn nur dahin!“ sagte der junge Mensch und drängte sich zu den anderen Arbeitern, von denen ein Teil zusammenstand. „Was wollte er von Dir?“ frug einer von ihnen.

„Ich weiß nicht; ich sollt ihm helfen! Mag er sich selber helfen! Man hat nur keine andere Arbeit, sonst müßt man von hier fort!“

Die anderen lachten und gingen auseinander, um sich Tänzerinnen zu suchen. John aber, der aus halbgehörten Worten sich genug heraushörte, klemmte die

Lippen zusammen und tanzte weiter mit seinem jungen Weibe, und immer nur mit ihr.

Inmitten der Fröhlichkeit kam auch die Herrschaft mit einigen Freunden auf den Boden; auch der Bürgermeister war dabei, einer von denen, deren Teilnahme damals den Verurteilten in das Zuchthaus begleitet hatte. Jetzt folgte sein Blick dem hübschen jungen Paare.

Eine ältliche, unverheiratete Schwester der Hausfrau stand neben ihm. „Nun sehen Sie,“ flüsterte die Dame und zeigte mit dem Finger nach dem Paare, „vor zehn Monaten noch am Wollespinnen im Zuchthaus, und nun tanzt er mit dem Glück im Arm!“

Der Bürgermeister nickte: „Ja, ja — Sie haben recht . . . aber er selbst ist doch nicht glücklich und wird es nimmer werden.“

Die alte Jungfer sah ihn an. „Das versteh ich doch nicht ganz,“ sagte sie, „solche Leute fühlen anders, als unsereins. Aber freilich, Sie sind ein unverbesserlicher Junggesell!“

„Ich scherze nicht, liebes Fräulein,“ erwiderte der Bürgermeister; „es thut mir leid um diesen Menschen: das Glück in seinem Arm mag echt genug sein, ihm wird es nichts nützen; denn in seinem tiefsten Innern brütet er über ein Rätsel, zu dessen Lösung ihm weder sein Glück, wie Sie das junge Kind in seinen Armen zu nennen belieben, noch irgend ein anderer Mensch auf Erden behelfen kann.“

Das alte Fräulein sah recht dumm zu dem Nebenben auf. „So möge er das Brüten lassen!“ sagte sie endlich.

„Das kann er nicht.“
„Weshalb nicht? Er sieht doch herrlich genug aus.“
„Das thut er,“ entgegnete der Bürgermeister nachdenklich, „er könnte sogar wohl toll darüber werden, vielleicht noch einmal ein Verbrecher; denn das Rätsel heißt: wie find ich meine verpielte Ehre wieder? — — Er wird es niemals lösen.“